



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Glossen zur Kritik Von Hans Franck.

Dichter ist) ist ein bewußtes Pflanzendasein. Der Leser hat dafür wiederum die Möglichkeit, fast bis zum richtigen Pflanzendasein in der Aufnahme des Gedichts zu gelangen. Der Dichter hat die Möglichkeit, den Wurm zu verscheuchen und in den Regen zu gehen (die hat natürlich der Leser auch). Das auch unterscheidet doch sehr scharf die Hervorbringung eines Gedichtes von Weibes Gebären: der Dichter ist selbst Schooß und Befruchter, Geburtshelfer und Gebärender — ja er kann sein irgendwie mißlungenes Gedicht wieder in sich hinein tun und es neu und vollkommen gebären

Otto zur Linde.

GLOSSEN ZUR KRITIK

Von Hans Franck,

I.

Dem Deutschen ist die Kritik gemeinhin etwas Negatives. Der Kritiker hat zu sagen: Das und das ist nichts, ist wieder nichts. Das Wort, das er am häufigsten zu gebrauchen hat, heißt: nicht. Denn der Durchschnittsdeutsche will, wenn er bei einer Tasse Kaffee, seiner Zigarre sein Blatt liest, um alles in der Welt nicht aufgeregt werden. Einen Augenblick lang darf der Kritiker ihn in Spannung halten. „Sollte . . . diesmal . . . doch? — — Gott sei Dank! Es ist nichts!“ Nicht neu, nicht originell, nicht gut, nicht bedeutend, nicht, nicht, nicht

Allenfalls darf es noch heißen: Dies hätte so sein müssen, und das und jenes so. Was im Grunde auch nichts anderes als Negation des Vorhandenen ist. Nur nichts loben, nichts bewundern, nichts preisen, nicht Hymnen anstimmen. Das müßte man lesen, kaufen. Ein großer Kritiker hat „Nein!“ zu sagen, und nochmals Nein! und immer wieder Nein! Wer sich schnell als Kritiker einen Namen machen will, hat nur nötig, alles, womöglich etwas recht Hochgeschätztes, konsequent zu verreißen. „Welch ein Kritiker!“ sagt man bewundernd, beugt sein Urteil willig dem Gestrengen und geht beruhigt von seinem Blatt zu seiner Hantierung.

Publikus sieht gerade beim großen Talent am liebsten den Kritiker die Peitsche schwingen. Denn nichts ist ihm unangenehmer, als zur Ehrfurcht vor einem Könner übergehen zu müssen. Er will empfinden und sagen: „Siehst Du, der ist auch nicht besser, als die andern alle.“

Ein Kunstwerk ist zum Genießen da. Nicht zum Urteilen. Auch für den Kritiker. Mit einem Urteil — einem Denkprozeß

also — hat die Kunst nichts zu tun. Der Gefühlsvorgang, den sie auslöst, ist das A und O ihres Zweckes. Kritik ist nichts weiter als die lebendige Darstellung dieses Gefühlsvorganges; allenfalls noch ein Ausspüren der Gründe, die seinen Verlauf bestimmen.

Kritik ist vorgemachtes, vorgelebtes, dargestelltes Genießen. Eine schier unbegrenzte Genußfähigkeit — nicht zum Schlechten hin möglichst weit vorgeschoben, sondern nach der Seite widerstrebender Eigenheiten hin — macht vor allem den Kritiker aus, nicht das Wissen, nicht das Kennen, nicht das Urteil. Daß zu ihr noch die Gabe hinzukommen muß, das Empfundene lebendig darzustellen, ist eine solche Selbstverständlichkeit (oder sie sollte es doch für jeden Kritiker sein) daß man sich scheut, es noch besonders zu erwähnen.

Weil dem so ist, gibt es für die Einschätzung des Kritikers (einen Kritiker kann und muß man beurteilen, ein Kunstwerk nicht) keinen wichtigeren Moment als den, ihn im Zwiespalt zwischen Erkenntnis und Erlebnis, zwischen seinem Denken und seinem Gefühl zu sehen. Gemeinhin pflegt der Kritiker sein Fühlen durch sein Wissen zu korrigieren. Nur Große im Lande der Kritik sagen: „Wissen hin! Wissen her! So hats auf mich gewirkt. Damit basta!“ Für sie sind nicht Wissen und Kennen, sondern das Fühlen bestimmend.

Nur von dem Kritiker habe ich etwas, der mir rücksichtslos, unverhüllt, sein Fühlen vor Augen stellt. Noch mehr, wenn das meine dem seinen widerstrebt, als wenn es mit ihm zusammenklingt. Denn im ersten Falle wird das meine in viel höherem Maße befestigt, und dadurch auch für die Ferne wirksamer als im letzten. Was soll es uns helfen, wenn ein Kritiker urteilt und uns die Gründe seines Urteils vordoziert?

Aber, höre ich, gibt es denn das überall, „eine Darstellung des Gefühlsvorganges“? Können Worte Gefühle aufzeigen und weitergeben? Bei Gott, nein, das gibts, glücklicherweise, nicht. Mit Hermann Bahrs Worten: „Je verschwenderischer man glühende Adjektive, leuchtende Metaphern verstreut, desto ärmer und hilfloser stammelnd kommt man sich nur immer vor und spürt nur wieder, daß kein Wort jemals die Kraft hat, ein wirkliches Gefühl zu nennen.“ Aber ist es denn in der Kunst im Grunde anders? Hat sie der größte aller Kunsterkenner nicht „Sprache des Unaussprechlichen“ genannt? Darin gerade beruht das mit der Kunst Verwandte der Kritik, das Recht, von künstlerischer Kritik, der Kritik als Kunstwerk zu reden, daß auch sie Unaussprechbares aussprechen, Unlösbares loslösen,

Nichtweiterzugebendes weiter geben will und muß. Man mag das mitten im Ringen, im Affekt, in der Erschlaffung aus Kurzsichtigkeit beklagen. Sieht man genauer zu, so wird der Mund voll rühmens sein. Noch immer hat der Mensch da das Größte geleistet, wo er einem Unmöglichen zustrebte, noch immer das Meiste erreicht, wo es sich nur um eine Annäherung an das ferne Ziel handelte, nicht da, wo er es wirklich oder eingebildetermaßen erreichte. Ziele, die man erreichen kann, sind nicht wert, daß man ihnen auch nur einen Fußbreit zustrebt. Erst die unlösbare Aufgabe reißt die Kraft des Menschen über sich selbst hinweg. Der Kritiker, der meint, er könne, was er volle, ist ein Narr oder ein Dummkopf. Die Großen, die am weitesten vordrangen, erkannten noch immer am schärfsten des Zieles Ferne, das die Kleinen dicht vor ihrer Nase wähen.

(Ein zweiter Teil folgt.)

D A S W U N D E R

Und Jesus kam in eine Stadt, und als er schon ein paar Straßen gegangen war, kamen durch eine Straße, wo der König wohnte. Und der König stand auf dem Balkon hinter den Gittern von grünen Ranken und Blättern. Unten auf der Straße aber stand ein Kind in einer Hausecke und weinte sehr. Und der König oben sah herab auf das Kind und überlegte, wie er ihm helfen sollte, und seine Tränen still machen; ob er es heraufrufen sollte in seinen Palast oder einen Boten schicken, der das Kind frage, was ihm fehle; oder ob er ihm gleich Kuchen und Aepfel bringen lassen solle. So überlegte der König und das Kind weinte. Da kam Jesus, sah das Kind, erschrak ein wenig und blieb stehen. Dann blickte er um sich und vor sich. Da lag eine Blume im Straßenstaub, die war verwelkt, zertritten und schmutzig. Die nahm er auf und sie wurde strahlend schön in seiner Hand. Und Jesus ging hin zum Kinde und hielt ihm die Blume vor die weinenden Augen. Da sah das Kind zu ihm auf, lächelte, als hätte es ihn erkannt und nahm die Blume mit einem leisen Erröten aus seiner Hand. Und Jesus nickte und ging. Das Kind aber sah ihm lange mit großen Augen nach.

Dies alles war geschehen ohne Worte. Der König aber hatte alles mit angesehen und hatte ganz atemlos gestanden. Als Jesus nun schon eine Weile gegangen war, und das Kind ihm nachsah, vergaß er alle seine Würde und schrie: Heda! Mann! Halt! Halt! Warte ein bißchen, ich muß dich sprechen.